

### ■ Parité

Joan W. Scott, *Parité! Sexual Equality and the Crisis of French Universalism*. Chicago & London 2005 (University of Chicago Press), 184 S., ca. 22 €

Thema von Joan Scott ist das Paradox von formaler Gleichheit und biologischer, sozialer und kultureller Differenz, welches die Geschlechterverhältnisse in modernen Gesellschaften prägt und ihnen ihre hierarchische Struktur verleiht. Frankreich, die theoretische Fundierung der französischen Republik, eine der Wiegen der modernen europäischen Gesellschaftsverfassung und die politische Partizipation der Frauen ist Scotts Sujet. Das Buch bildet eine Art Fortsetzung zu ihrer vorausgegangenen Studie *Only Paradoxes to Offer: French Feminists and the Rights of Man*. Während Feministinnen Scotts dortiger Analyse zufolge in den Widersprüchen von Gleichheit und Differenz befangen blieben, wird hier ein Versuch beschrieben, diesen Fallstricken zu entgehen. Das Buch nimmt Bezug auf die zeitgenössische französische Politik. Die Fallstudie widmet sich der *Parité*-Bewegung, ihren theoretischen Überlegungen, ihren Akteuren und Akteurinnen, Kritikern und Kritikerinnen sowie schließlich dem Gesetz, in das die Aktivitäten der Bewegung im Jahr 2000 in Frankreich mündeten. Scott geht es allerdings um mehr als nur um ein Stück Frauengeschichte. *Parité* steht in der Tradition der französischen politischen Theorie und schreibt französische Geschichte. Zugleich reflektiert die Bewegung einen allgemeinen Wandel westlicher demokratischer Gesellschaften im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert.

Die Darstellung beschränkt sich auf den Zeitraum 1992 bis 2000 und ist chronologisch aufgebaut. Ausgangspunkt für die Gründung von *Parité* war der Tatbestand, dass französische Frauen, die seit 1944 das Stimmrecht besitzen, bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht angemess-

sen als Repräsentantinnen der Republik wahr oder ernst genommen wurden. Für Scott liegen die Gründe dafür in der französischen Geschichte. Im Zentrum der französischen Revolution standen zwei Abstraktionen: »das Individuum« und »die Nation«. Im Unterschied zu den USA, wo sich historisch ein konkreter Modus durchsetzte, der durch *Repräsentativität* differenten Bevölkerungsschichten Geltung verleiht, herrscht in Frankreich der Modus der politischen *Repräsentation*. Frauen – so Scott – blieben dabei von Bürgerrechten ausgeschlossen, weil sie die sexuelle Differenz verkörperten – und damit Differenz an sich. Sie »eigneten« sich nicht zur Repräsentation. Diese unterschiedlichen Formen politischer Partizipation stehen nicht gleichberechtigt nebeneinander. Vielmehr übt der Pragmatismus der Repräsentativität Druck auf den normativen Idealismus der Repräsentation aus, wodurch es zu Spannungen kommt. Diese standen auch im Zentrum der Auseinandersetzung um *Parité*. Seit den 1980er Jahren wurde in Frankreich über die politische Partizipation der Frauen debattiert sowie über die der nichteuropäischen Einwanderer, vor allem der islamischen Migranten aus den ehemaligen französischen Kolonien in Nordafrika. In beiden Fällen war die mangelhafte politische Repräsentation offenkundig, doch wehrte man sich in Frankreich gegen eine Repräsentativität nach Art der amerikanischen »affirmative action«.

*Parité* begann 1992 mit einer theoretischen Entscheidung gegen die historische Tradition: Statt die sexuelle Differenz aus dem Begriff des Individuums auszugrenzen und dem Begriff darüber Universalität zu verleihen, beharrten die Initiatorinnen von *Parité* darauf, die Dualität des menschlichen Geschlechts zu einer Grundvoraussetzung zu machen, die dem Begriff der Individualität eingeschrieben ist bzw. vorausgeht. Was die Gründerinnen wollten, kam nach Scott dem gleich, was Thomas Kuhn einen *Paradigmenwechsel* genannt hat. Mensch-

liche Geschlechtlichkeit sollte als formales Ordnungsprinzip verstanden werden: Das Dilemma der Differenz – so die Gründerinnen von *Parité* – ließ sich nur vermeiden, wenn alle inhaltlichen Konnotationen, kulturellen Zuschreibungen, historischen Konfigurationen, die sich mit den Geschlechtern verbanden, vermieden würden. An die Stelle der Differenz trat Dualität; an die Stelle von Inhalten – so ließe sich mit Georg Simmel argumentieren – die reine Form. *Parité* fand in dieser Phase unter liberalen französischen Intellektuellen viele Befürworter. Zu den Kritikern der Bewegung gehörten Antifeministen aus dem rechten politischen Lager, linke Intellektuelle, die *Parité* irrtümlich vorwarfen, essentialistische Positionen zu vertreten und solche, die befürchteten, ein amerikanischer Kommunitarismus solle den genuin französischen republikanischen Individualismus ersetzen.

Die Kampagne für *Parité* dauerte fünf Jahre. Der Slogan »Parité«, bei französischen Feministinnen bereits seit 1886 in Gebrauch, knüpfte an einen Begriff an, den die deutschen Grünen geprägt hatten: Gleichstellung. *Parité*, formulierte ein Plakat 1995, bezeichne nicht formale Gleichheit oder Gleichheit vor dem Gesetz (formal equality), sondern vollendete Gleichheit oder Gleichheit in der Wirklichkeit (perfect equality). Die breite Zustimmung, die *Parité* in den folgenden Jahren in der französischen Öffentlichkeit erhielt, setzte alle politischen Parteien unter Druck und hatte zur Folge, dass zunächst die Sozialisten und Grünen, dann aber auch alle anderen Parteien sich darum bemühten, mehr Frauen in die politische Arbeit zu integrieren. Obwohl *Parité* eine strikte Teilung aller politischen Ämter forderte, wurde die Bewegung immer wieder mit Quotierung identifiziert oder als *mixité* bezeichnet, ein Begriff, der eine inhaltliche Differenz der Geschlechter unterstellt, die es zu »mischen« gelte. Gerade damit fällt *mixité* für Scott hinter die Radikalität der Forderung von *Parité* nach formaler Dualität zurück.

Ende der 90er Jahre zeichnete sich ab, dass die Kampagne auf eine Verfassungsänderung hinauslief. Zeitgleich brach in Frankreich eine Debatte darüber aus, ob Homosexuelle die Ehe schließen und eine Familie gründen dürften. In ihrem Zentrum stand die Frage, was ein Paar ausmacht und was als Familie bezeichnet werden kann. Die in dieser Auseinandersetzung ins Feld geführten Argumente griffen über auf die Kampagne für *Parité*. Zunehmend wurden jetzt Differenzargumente ins Spiel gebracht: *Parité* nahm essentialistische Anschauungen auf. Scott macht dafür vor allem ein Buch verantwortlich: Sylviane Agacinskis *Politique des Sexes*, das 1998 erschien. In diesem Buch wirbt die Philosophieprofessorin Agacinski für *Parité*, tut dies jedoch mit der Behauptung, dass die Gesellschaft von einer *mixité* der Geschlechterdifferenzen profitiere. Damit ist suggeriert, dass es Geschlechtscharaktere gibt, die sich zueinander komplementär verhalten. Agacinski identifiziert überdies das politische System mit dem heterosexuellen Paar. Die in *Politique des Sexes* vertretenen Thesen fanden in Frankreich schnell Verbreitung, was Scott unter anderem damit erklärt, dass Agacinski die Frau des damaligen regierenden Ministerpräsidenten Lionel Jospin ist. Als *Parité* im Jahr 2000 schließlich verankert wurde, enthielt das Gesetz zwar immer noch die wesentlichen Merkmale seiner ursprünglichen Konzeption, hatte im Zuge der jüngsten Auseinandersetzungen aber auch essentialistische Konnotationen aufgenommen. Nichtsdestotrotz zeigten die folgenden Wahlen, dass nun deutlich mehr Frauen in politische Ämter einrücken konnten als jemals zuvor, wenn auch nicht so viele, wie von *Parité* erwartet. Für Scott ist diese Entwicklung dennoch Indiz, dass in Frankreich die Bedeutung von Geschlecht

für die politische Repräsentation schwinden könnte. Mit diesem positiven Befund, der eine Aufweichung der Geschlechterhierarchien zumindest für möglich hält, liegt Scott quer zu Pierre Bourdieus *Männlicher Herrschaft* (deutsch 2005), in der männliche Macht sich immer wieder neu herstellt, und sei es hinter dem Rücken der betreffenden Individuen. Scotts Ansatz ist dagegen pragmatisch und folgt anderen theoretischen Prämissen: Den Initiatorinnen von *Parité* folgend, unterscheidet sie zwischen Form und Inhalt, Geschlechterdualität und Geschlechterdifferenz. Gerade weil die Form vor jedem konkreten Inhalt steht, enthält sie die Möglichkeit, diesen zu beeinflussen und zu verändern, wenn auch nur vermittelt. Die Potenzialität der Form – hier eine Teilung aller politischen Ämter zwischen Männern und Frauen – wird in den Gesellschaftswissenschaften noch oft übersehen und daher meist unterschätzt. Es ist ein großes Verdienst dieses Buches, auf die Form als *Movens* gesellschaftlicher Prozesse hinzuweisen, die z.B. geeignet erscheint, das »Dilemma der Differenz« zu umschiffen. Zwar stellen sich praktische Fragen. So ist nicht einleuchtend, wie sich in einer Demokratie per Gesetz anordnen lässt, dass Frauen die Hälfte aller politischen Ämter wahrnehmen. Auch greift *Parité* nur eine von vielen Ungleichheiten heraus – wenn auch eine zentrale –, und es erscheint nicht vorstellbar, wäre aber angezeigt, dass alle nur denkbaren sozialen und kulturellen Differenzen fortan Berücksichtigung finden. Doch sind diese Einwände im Grunde sekundär: Über die Form wird hier ein möglicher Weg über die Geschlechterhierarchien hinaus gewiesen. Welche Folgen *Parité* hat, wird in den kommenden Jahren zu beobachten sein.

DAGMAR REESE (BERLIN)